

"Silbo" : Pfeifsprache auf Gomera

Autor(en): **Knecht, Sigrid**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pestalozzi-Kalender**

Band (Jahr): **66 (1973)**

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-987292>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

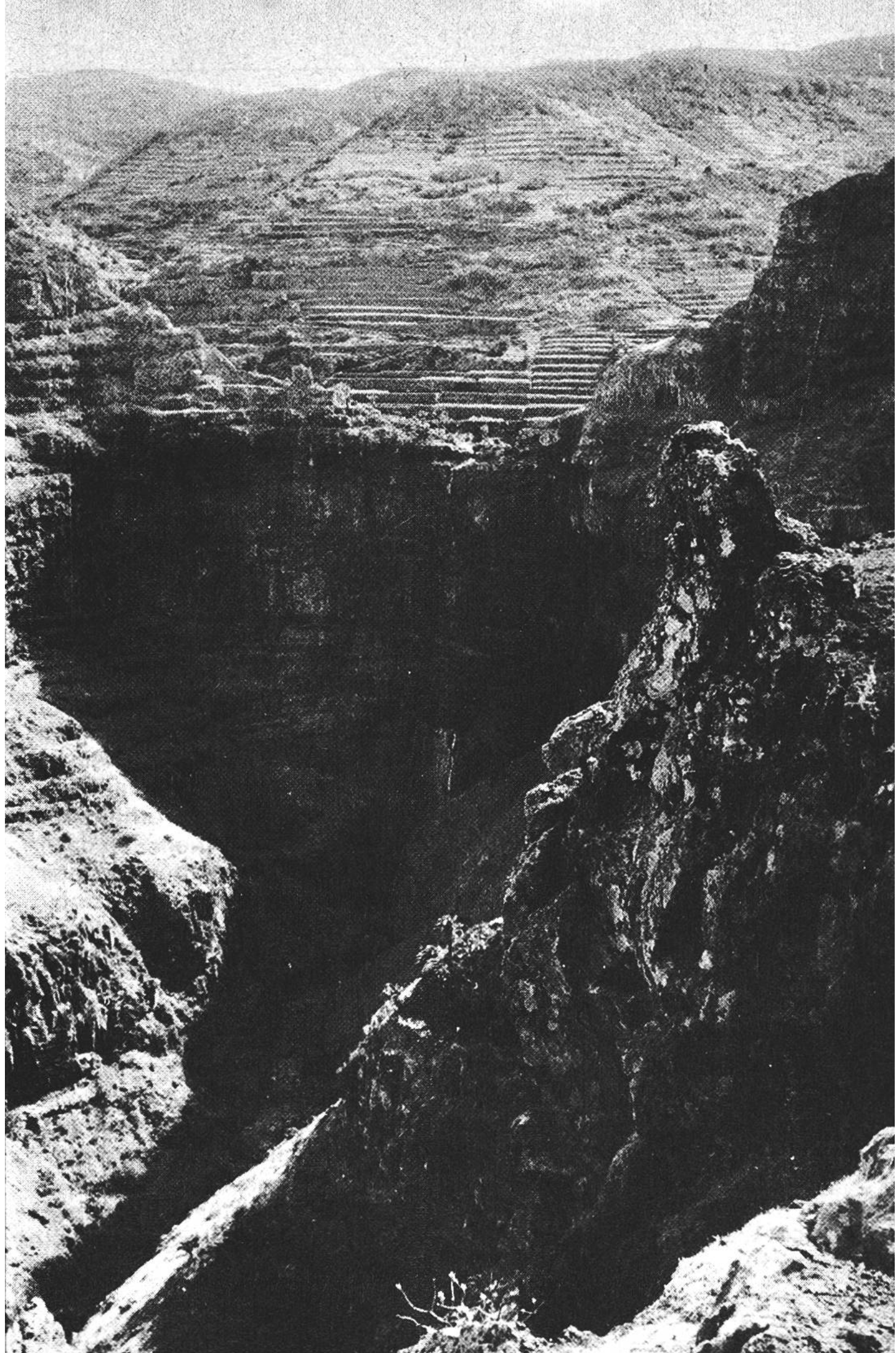
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

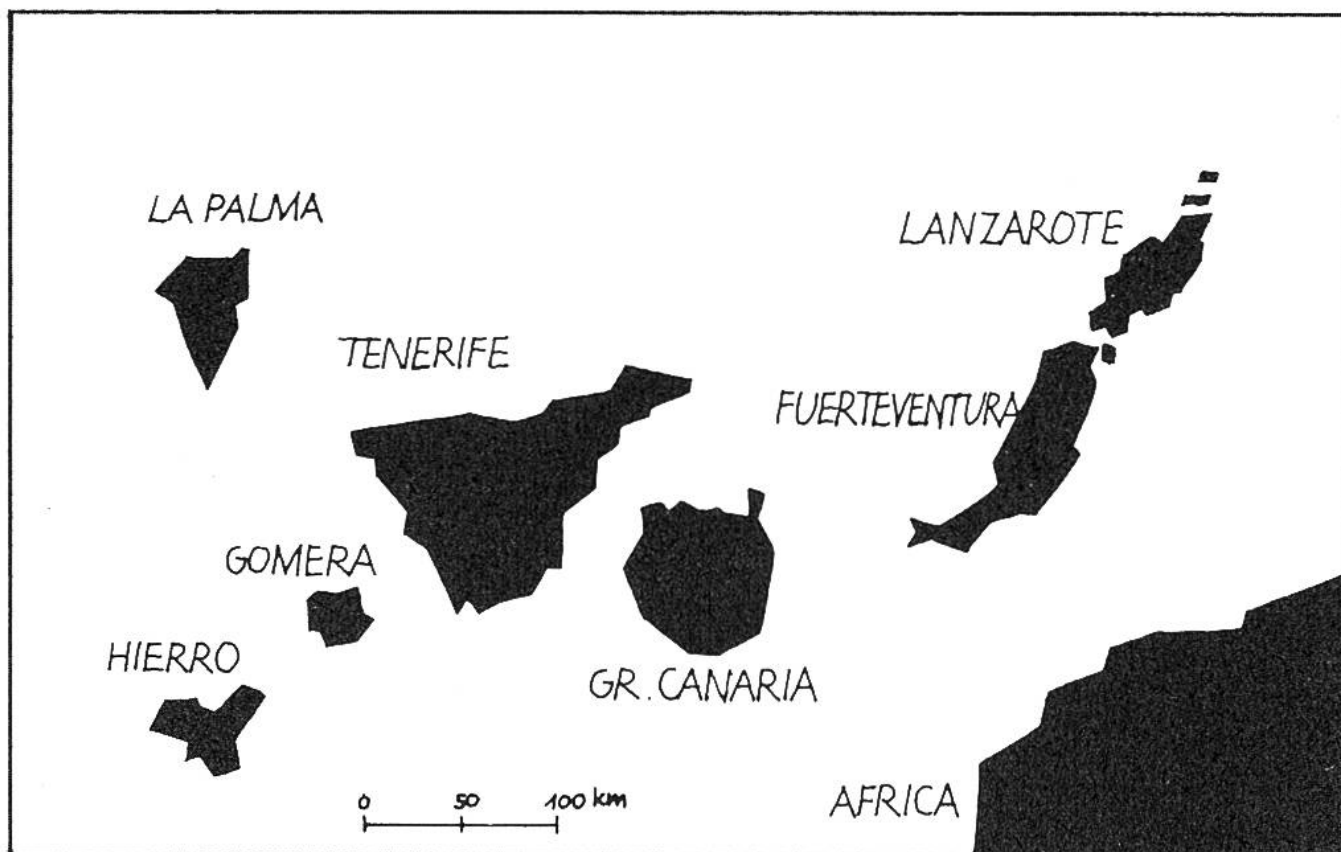
«Silbo»: Pfeifsprache auf Gomera

Westlich von Nordafrika liegen die Kanarischen Inseln im Atlantik, sieben grosse und sechs kleinere. Im Altertum hiessen sie «die Inseln der Seligen». Ewiger Frühling, schwarze, fruchtbare Erde, Blumenpracht und Bläue des Meeres versprechen dem Besucher ein Paradies, an das zu denken ihn mit Sehnsucht erfüllt. Die kleine Insel südwestlich von Teneriffa heisst La Gomera. Wie alle andern ist auch sie vulkanischen Ursprungs. Steil zum Meer abfallende Bergränder, wenige schmale Strände und Schluchten (Barrancos), die ins Innere führen, lassen Gomera als Festung erscheinen, die nur mit kleinen Booten und auf schmalen Gebirgspfaden erobert werden kann. Eigentlich sieht sie aus wie eine in Schnitze aufgeteilte Orange. Zwischen den Schnitzen liegen die Schluchten, über die Bergrücken führen beschwerliche Saumpfade. Eine einzige Strasse verbindet drei Küstenorte. Wer sich dennoch hinwagt, beginnt seine Reise am besten in San Sebastián. Ich hatte schon viel von der seltsamen Pfeifsprache («Silbo») ge-

hört, mit der sich die Einwohner über weite Entfernungen hinweg verständigen können. Wortlose Sprachen gibt es zwar auch anderswo, man denke nur an die Trommelsprache mancher Negerstämme oder an die Rauchsignale der Indianer, aber «Silbo» umfasst zahlreiche Silben, Wörter und Bedeutungen, so dass der Hörer unmissverständlich die Botschaften versteht, die in der schallgünstigen Landschaft von Mann zu Mann gepfiffen werden. Diese aussergewöhnliche «Sprache» geht zurück auf die Ureinwohner von La Gomera. Die Herkunft des Guanchenvolkes ist ungewiss. Obwohl Gomera eine Insel ist, haben die Bewohner nie versucht, mit Booten auf dem offenen Meer Fischfang zu betreiben, noch Einwohner anderer Inseln zu besuchen, geschweige denn Kontakt mit dem Festland Afrika aufzunehmen. Es ist deshalb erklärlich, dass ihre Sprache bis in unsere Zeit hinein erhalten blieb. Noch versteht jeder auf Gomera Geborene, Männer, Frauen und Kinder, die Pfeifworte. Die Bewohner der Strandorte allerdings

Das Innere von La Gomera sieht aus wie eine in Schnitze aufgeteilte Orange. Die «Schnitze» aus erstarrter Lava sind durch tiefe Schluchten (Barrancos) getrennt. Über diese Schluchten hinweg verständigt man sich durch eine Pfeifsprache («Silbo»).





kennen nur noch deren Bedeutung, selber pfeifen können sie nicht mehr. «Silbo» ist keine Umgangssprache, sie bildete sich zur Verständigung über weite Strecken. Bei günstigem Wind kann man damit mühelos über 14 Kilometer weit Unterhaltungen führen! Da Gomera nur 28 Kilometer lang und 17 Kilometer breit ist, sind Nachrichten in ein bis zwei Minuten über die ganze Insel verbreitet, sozusagen «in Windeseile». Ich besuchte Gomera, weil ich mit eigenen Ohren die aussterbende Pfeifsprache hören und auf Tonband aufnehmen wollte. Das kleine Motorboot, das mich zur Insel trug, hüpfte auf den Wellen, die vom Passatwind und zwei sich kreuzenden Strömungen gehörig durcheinandergebracht wurden. In San Sebastián,

dem Hauptort, unterbreitete ich dem Alkalden («Bürgermeister») mein Anliegen. Als ich ihm sagte, dass ich die Insel durchqueren wolle, wurde er etwas verlegen. Im Inneren gäbe es keinerlei Strassen, meinte er, und auch Hotels wären nicht vorhanden. Ich erklärte, dass mein Zelt das «Hotel» sei. Darauf zeichnete er mir eine Wegskizze, denn auch Übersichts- und Wanderkarten der Insel gibt es nicht. Für den ersten Teil des Weges hatte ich ein Auto. Einige Kilometer landeinwärts kam mir ein Mann mit einem Tragesel entgegen, und nun ging es über schmale Pfade weiter. Bald war ich mitten in einem Märchenwald. Da standen tannengrosse Erikabäume, riesige, wohl vierzig Meter hohe Lorbeerbäume, deren immergrüne Blätter



La Gomera ist – zumindest im Landinnern – noch kaum vom Fremdenverkehr berührt. Bräuche aus alter Zeit haben sich erhalten, so das Brennen der Tongefässe ohne geschlossene Brennöfen. Auch die Gefässformen sind traditionell.

in der Sonne glänzten. Schlangentypig gewundene Äste reckten sich in den Himmel, dicht behangen mit langen Flechtenbärten. Durch das Dickicht aus hohem Farn, Brombeerranken und vielerlei Pflanzen, die nur hier und sonst nirgendwo auf der Welt so üppig wachsen, huschten Vögel und flirrten buntgleissende Libellen. Dieser Wald, wie überhaupt jeder Wald auf den Kanarischen Inseln, verdankt sein Bestehen dem Nordost-Passatwind, ohne den «die Inseln der Seligen» trostlose Vulkanklippen in der Wüste des weiten Ozeans wären. Der Passat trägt die lebensspendende Feuchte des verdunstenden Meerwassers an die Gebirge heran, wo sie sich zu Wolken ver-

ichtet und als feine Nebelsprühe den Boden benetzt. Regen ist selten, deshalb findet man auch kaum Quellen.

Gegen Abend züngelte der Nebel in die Täler herein. Der Urwald mit seinen «Schlangebäumen» hatte etwas Unheimliches an sich. Von den Felsgipfeln hallte das klagende heisere Rufen eines Schmutzgeiers. Mit Einbruch der Dunkelheit erreichten wir, jetzt ausserhalb des Waldes, ein paar Steinhütten. Ich wurde zu Balthasar, dem Friedensrichter, geführt. Ich hatte vom Bürgermeister einen Empfehlungsbrief mitbekommen, doch mein Gastgeber konnte weder schreiben noch lesen. Dafür wusste er bereits alles, was meine Person betraf. Längst



Der Mann «spricht» mit seltsam auf- und abgezogenen Pfiffen. Er benützt dabei die linke Hand als Schalltrichter. Bei gutem Wind kann man sich viele Kilometer weit verständigen.

154

hatte man ihm gepfiffen, eine «señorita alemana» sei unterwegs, Insel, Sitten und Bräuche kennenzulernen. So war ich also «angemeldet». Balthasar lud mich in sein Haus ein, dessen Inneres sehr einfach war. Es gab weder elektrisches Licht noch fliessendes Wasser. Auch ein eigener Raum für die Küche fehlte. Der Herd war vor dem Haus. Tongefässe, wie ich sie im Museum Santa Cruz de Tenerife gesehen hatte, dienten als Kochgeschirr. Es waren immer noch die gleichen Formen, die schon die Ureinwohner, die Guanchen, verwendet hatten. Auch die Art der Herstellung – von Hand ohne Töpferscheibe geformt – hat sich, genauso wie die Brennmethode über dem offenen Feuer, seit der Zeit der Guanchen kaum geändert.

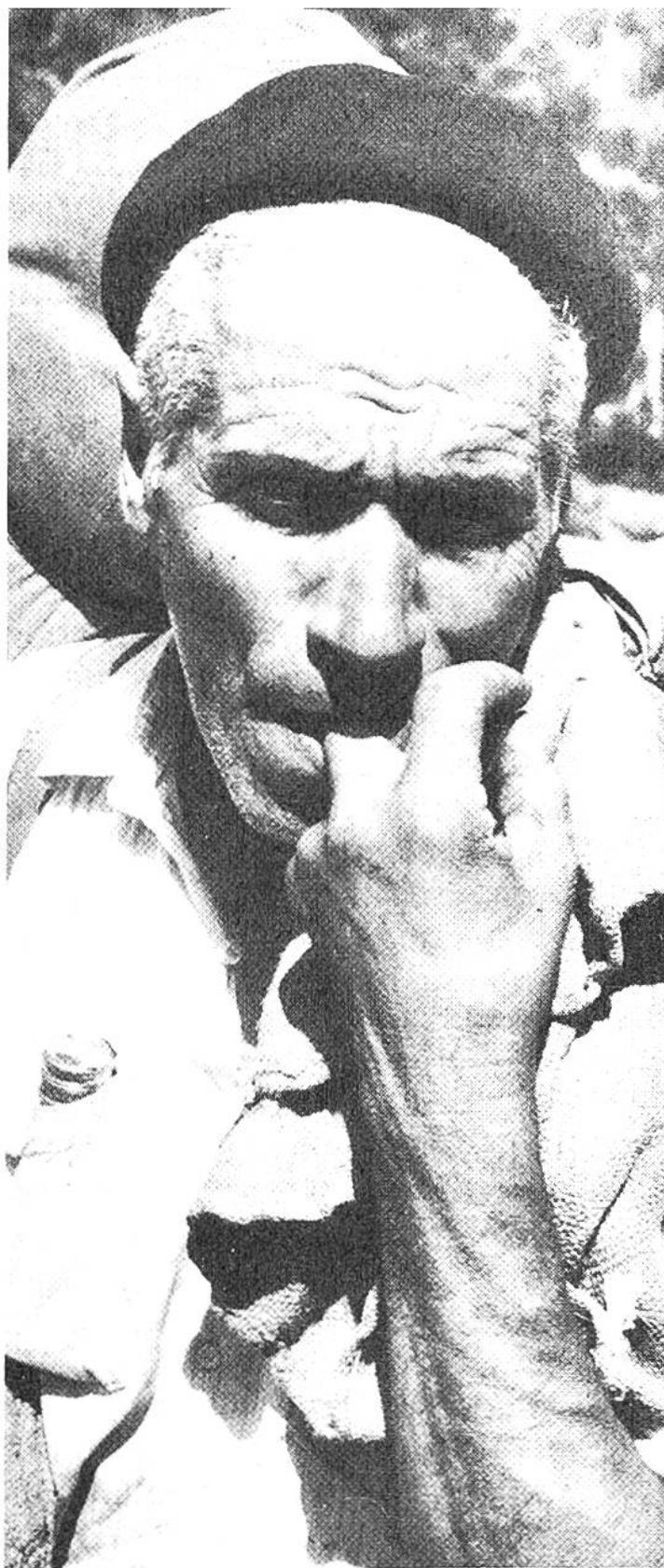
Die enge Stube war voller Menschen, die mich mit grossen Augen anstarrten. Seit langem war ich der erste Besuch aus einem fremden Land. Die Dinge, die ich bei mir hatte, waren ihnen unbekannt. Sie glitten staunend über die glatte Fläche meines Regenmantels, Plastikkunststoff hatten sie noch nie gesehen, ebensowenig wie Kugelschreiber, Taschenlampe, Fotoapparat oder Tonbandgerät.

Am nächsten Morgen lag noch immer dichter Nebel. Da trat mein Gastgeber vor seine Hütte, steckte zwei Finger in den Mund und begann mit seltsam auf- und ab-

gezogenen Pfiffen etwa ein bis zwei Minuten lang zu «sprechen». Er benützte dabei die linke Hand als Schalltrichter. Nach kurzer Zeit kam von ferne Antwort. Dann wieder hier die Gegenantwort. Zum ersten Mal erlebte ich nun die sagenhafte Pfeifsprache, eigentlich eine Art drahtlosen Telefons. Natürlich interessierte ich mich für die Pfeiftechnik. Bald konnte ich einige Wörter in der Pfeifsprache. Was ich lernen musste, waren die verschiedenartig langen und hohen Pfiffe, eben die Silben und Wörter. Das einfache Pfeifen durch die Finger beherrschte ich seit meiner Schulzeit. Um die «Sprache» zu können, hätte ich jedoch viele Monate auf Gomera zubringen müssen! «Je älter du wirst, desto besser pfeifst du», heisst ein Inselfsprichwort. Mit dem Älterwerden schont man müde Beine, per Pfiff geht's leichter! Die Hirten, die ihre Ziegen auf die Höhen begleiten, führen oft lange Unterhaltungen, um sich die Zeit zu vertreiben, oder sie geben einander Bestellungen auf, wenn einer hinunter ins Dorf geht.

Noch lange hallten die Pfiffe in den Bergen nach, als ich wegging. Zu Hause habe ich nun auf Tonband das Zeugnis dieser einzigartigen, aus fernen Zeiten stammenden Verständigungsweise, die sich auf Gomera bis in die Gegenwart hinein erhalten hat.

Sigrid Knecht
(Bearbeiter Walter Ehrismann)



«Silbo» geht auf die Ureinwohner, die Guanchen, zurück. Heute beherrschen nur noch wenige die Pfeifsprache ganz. Die Küstenbewohner verstehen sie noch, können selber aber keine Nachrichten mehr übermitteln.